

Sterben sehen, um besser zu leben?

Die FSF-Veranstaltung *tv impuls* diskutierte über **Tabuthema Tod – präsent in den Medien, verdrängt im Alltag**

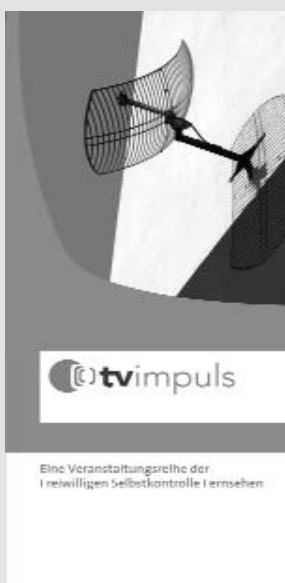
Der Tod ist in den Medien und besonders im Fernsehen Normalität – tagtäglich wird vor allem in Filmen und Serien gestorben und gelitten. Zugleich wird das Sterben im Alltagsleben weitgehend verdrängt oder in Nischen abgeschoben: Kaum ein junger Mensch ist mehr mit dem Ende des Lebens konfrontiert oder hat direkten Kontakt mit Toten. Doch was bewirkt diese Diskrepanz, diese Verschiebung aus der Realität in die mediale Welt? Bedient der „Leichenboom“ im Fernsehen nur Sensationsgier bei der Jagd nach Quoten? Und: Was richtet diese Bilderflut bei Kindern und Jugendlichen an, die gerade dabei sind, ihr Weltbild zu entwickeln?

All diese Fragen veranlassten die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), ihre jüngste Diskussionsveranstaltung der Reihe *tv impuls* Mitte Dezember 2006 in Berlin dem **Tabuthema Tod – präsent in den Medien, verdrängt im Alltag** zu widmen. Rund 50 Fernsehexperten, Wissenschaftler, Pädagogen und Jugendschützer erörterten fast fünf Stunden lang, ob dieses Phänomen „eher Verdrängung oder Kompensation“ ist. Die „Mischung aus Nähe und Distanz“, aus „Faszination und Lustgewinn“, so FSF-Geschäftsführer Prof. Joachim von Gottberg in seiner Einleitung, müsse ergründet werden. Eine genauere Analyse der Mechanismen und der Wirkungen sei besonders unter Jugendschutzaspekten erforderlich.

Tabuisierung des Todes in allen Kulturen

Mit erhellenden Fakten trug Dr. Rolf-Peter Lange als Vorsitzender des Bundesverbandes der Bestatter in seinem Vortrag „Normalität des Unvorstellbaren – Umgang mit

Tod und Trauer in der modernen Gesellschaft“ zur Aufklärung bei. Derzeit steige der Anteil der Sozial- und Zwangsbestattungen unter den täglich 2.500 Fällen pro Tag in Deutschland. „Geiz-ist-geil“-Denken und Friedhofspflicht führten sogar zu einer Art „Leichtentourismus“ ins benachbarte Ausland. Dort würden Kremierungen zu einem Viertel des in Deutschland üblichen Preises vorgenommen bzw. die Asche den Hinterbliebenen ausgehändigt. Im Zuge der EU-weiten Harmonisierung werde, so Lange, wohl auch der Friedhofszwang bald entfallen, der außer in Deutschland nur noch in Österreich und der Slowakei bestehe. Überhaupt sei bei den jährlich rund 840.000 Beerdigungen in Deutschland ein deutlicher Wandel der Bestattungskultur feststellbar, der mit dem allgemeinen gesellschaftlichen Wertewandel im Zusammenhang stehe, konstatierte Dr. Lange. Totenruhe und Pietät würden von heutigen Generationen ganz anders definiert – oft auch im Kontrast zu kirchlichen Ritualen. Die Selbstbestimmung mündiger Bürger erstreckte sich nunmehr bis über den Tod hinaus, kollektives Trauern weiche individuelleren Formen – auch bei der Bestattung. Unter den drei „Klassikern“ dominiere immer mehr die Feuerbestattung auf einem der 33.000 deutschen Friedhöfe. Die erhalten durch sogenannte Friedwälder (derzeit 16) Konkurrenz – weitere 50 dieser neuen Stätten für die letzte Ruhe seien im Genehmigungsverfahren. Generell bestehe ein „großer Nachholbedarf bei der Vermittlung des Themas Sterben und Trauer“ in der Öffentlichkeit, sagte Verbandsvorsitzender Lange: Der Tod werde im Alltag zu oft tabuisiert.



tvimpuls

„Auf aller Welt und in allen Kulturen wird der Tod tabuisiert“, relativierte Prof. Dr. Thomas Macho den scheinbar besonderen deutschen Befund in seinem facettenreichen Diskurs zu „Tod als Teil des Lebens – Zum Umgang mit dem Sterben in den Kulturen“. Zwar seien die Formen sehr unterschiedlich, unterlägen einem gesellschaftlichen Wandel und manche Sprache kenne gar kein Wort für den abstrakten Vorgang. Trotzdem gebe es Gemeinsamkeiten: etwa die, dass „Tote wie Anarchisten sich radikal jeglichen sozialen Zwängen entziehen“ oder die, dass „Lebende sich selbst nicht im Tode vorstellen können“. Eine „Leiche sehe aus wie ein Mensch, sei aber nur ein Ding“. Diese Paradoxien und Unvorstellbarkeiten führten, so der Soziologe von der Humboldt-Universität Berlin, zu Tabuisierung und Verdrängung.

Keinen Widerspruch zwischen Tod im realen und im cineastischen Leben sah Jugendschützer Markus Gaitzsch von ProSieben in seinem Überblick über „Darstellungsformen des Todes in Filmen und Serien“. Nur im Genre Komödie bzw. „romantic comedy“ werde selten bzw. nie gestorben. In den anderen Formaten dagegen begleiteten sehr oft Leiden und Sterben den Reifungsprozess der Leinwandhelden, besonders in Blockbustern und Serien werde der Tod als „natürliche und letztlich unvermeidliche Gegebenheit des Lebens dargestellt“.¹ Unter Berufung auf den Existenzialismus meinte Gaitzsch bei der FSF-Tagung: „Der Mensch hat ein Recht auf seine Angst vor dem Tod, denn erst sie verhilft ihm dazu, wahrhaft und intensiv leben zu können“. Dies erfolge durch emotionale Anteilnahme und Identifikation mit den Bildschirmhel-

den. So fungiere der „Tod im Film letztlich immer im Dienste des Lebens“. Dabei gebe es aber einen Unterschied zwischen Jugendlichen und älteren Menschen bzw. Jugendschützern: Erstere empfänden realistische Todesdarstellungen als faszinierend, während letztere und die Öffentlichkeit empört reagierten.

In den Bildschirmmedien, so der Befund zweier neuer wissenschaftlicher Analysen, wird der Tod auf ganz neue Art und Weise thematisiert. Bei immer mehr Mysterystreifen geistern Verstorbene durch skurrile Spielfilme, im Fernsehen drehen sich inzwischen ein halbes Dutzend Serienformate wie *C.S.I.*, *Crossing Jordan* und *Pathologie* vorrangig um Leichen.² Eine besondere Stellung nimmt die US-Serie *Six Feet Under* bei Vox ein, in der erstmals sogar ein Bestattungsfamilienunternehmen im Mittelpunkt steht. Diese wird durch Sozialwissenschaftlerin Tina Weber von der Humboldt-Universität in ihrer Promotion untersucht, aus der sie bei *tv impuls* erste Ergebnisse vorstellte. Die Frage: „Ist das Publikum reif für diese neuartige TV-Kost?“ untersuchen auch Alexander Geimer und Steffen Lepa von der FU Berlin mit ihrer Arbeit zu sogenannten Postmortem-Streifen. Besonders interessiert die beiden Forscher, „wie Jugendliche Todesdarstellungen im Film verarbeiten“. Ihr vorläufiges Fazit: Jugendliche verwenden den cineastischen Tod ganz unterschiedlich für eigene Sinngebung in ihrem Leben – abhängig von Religiosität, sozialem Entwicklungsstand und persönlicher Konfrontation.

Die Bedeutung des Themas „Tod“ für den Jugendmedienschutz

In der abschließenden Podiumsdebatte bei der FSF-Veranstaltung aus der Reihe *tv impuls* bestand zwischen FSF-Prüferin Susanne Bergmann, Verena Weigand von der Kommission Jugendmedienschutz (KJM), Dr. Achim Hackenberg von der FU Berlin sowie den Professoren Dr. Roland Rosenstock (Uni Greifswald) und Dr. Uwe Sander (Uni Bielefeld) schnell Einigkeit über die Bedeutung des „Tabuthemas Tod“ für den Jugendschutz. Allerdings gehe es weniger um die Frage, ob das junge Publikum mit Tod konfrontiert oder davor geschützt werden solle, sondern vielmehr um die Darstellungsformen, bemerkte Verena Weigand. Die Todesformen würden in verschiedenen Altersklassen und bei unterschiedlich sozio-kulturell verfassten Gruppen durchaus differenzierte Wirkungen hervorrufen, sagte Dr. Hackenberg. Nachhaltig plädierten Prof. Dr. Rosenstock und Prof. Dr. Sander dafür, Kinder und Jugendliche mit dem Thema „Tod“ nicht allein zu lassen – egal ob in den Medien oder im realen Leben. Wichtig sei die Verarbeitung in der Familie, in Lebensgemeinschaften, im Freundes- und Verwandtenkreis zusammen mit Erwachsenen.

Holger Wenk

Anmerkungen:

1
Vgl. den Beitrag von Markus Gaitzsch in dieser Ausgabe, Seite 72 ff.

2
Vgl. den Beitrag von Prof. Dr. Hans Jürgen Wulff in dieser Ausgabe, Seite 64 ff.